

Weiterbildung

Etwas Theater spielen gehört zum sozialen Leben

Girls sind so, Jungs ganz anders – oder doch nicht allzu sehr? Dieser Frage ging der Zürcher Sozialpädagoge Lu Decurtins im ersten Kurs der ZLV-Weiterbildung „Mamma mia – gestärkt im Alltag“ nach.

Mädchen: Sie können gut basteln, ausschneiden, lustig „gigele“, erzählen, sind emotional, zärtlich, sozial und fleissig. Sie lieben Rollenspiele, Mütterle, Prinzessin sein. Sie verhalten sich aber auch zickig, nachtragend, vergleichend. Konkurrenzdenken ist typisch für sie und sie tragen Konflikte gerne verbal giftig aus. Im Gegenzug sind Jungs grosszügig, nicht nachtragend, pragmatisch. Sie mögen Werken, zeigen eine Vorliebe fürs körperlich aktive Arbeiten und für technische Belange. Doch sind sie eher verschlossen, machen Probleme mit sich selber aus, fallen mit ihrem häufigen Kräfteressen und Dominanzgehalbe manchmal negativ auf. Sie provozieren gern, sind eher in ihrer Welt und weniger sozial. Diese Einschätzungen trugen die rund 20 Frauen aus dem Publikum zusammen, die den Kurs „Zwischen Barbie-Mädchen und Superman-Knaben“ am Strickhof Wülflingen besuchten. Organisiert hatte diesen die Kommission für Öffentlichkeitsarbeit und Weiterbildung KöW der ZLV im Rahmen der Weiterbildung 2015 „Mamma mia – gestärkt im Alltag“. Mit dieser Einschätzung sind die Frauen nicht allein, zeigte Referent Lu Decurtins (www.lu-decortins.ch) auf. „Diese Eigenschaften können zugeordnet werden, aber es gibt Überschneidungen. Es gibt keine Verhaltensweisen, bei denen man sagen kann, dass sie ausschliesslich Mädchen oder Buben betreffen“, erklärte der Sozialpädagoge, Erwachsenenbildner, Experte für Geschlechterfragen sowie Vater von drei Kindern. „Wieweit die Differenz angeboren oder anerzogen ist, darüber streiten sich die Forscher.“

Geschlecht schafft Identität

Doch ist das Geschlecht auf jeden Fall zentral. Es sei die erste Kategorie, mit der das Neugeborene eingeordnet werde, zeigte der Fachmann auf. Männlich oder weiblich bringt die Zuordnung in gesellschaftliche Modellvorstellungen mit sich. Für Kinder sind diese Rollen substantiell. „Sie wollen ganz eindeutig Mädchen oder Jungen sein“, hielt Lu Decurtins fest. „Das gehört zur Suche der Geschlechteridentität. Kinder wissen genau, wie man eine Frau zeichnet, wie einen Mann, auch wenn die Eltern anders aussehen.“ Da kann Mama selbst einen kurzen Schopf haben – soll eine Frau gemalt werden, wird sie vom Sprössling mit langen Haaren dargestellt. Denn das entspricht dem kindlichen Prototyp der Frau. „Auch für Jugendliche ist die klare Geschlechterzugehörigkeit von enormer Bedeutung“, fuhr der Sozialpädagoge fort. „Sie brauchen die Zugehörigkeit zu einer Gruppe.“ Und diese wird stark durch das Geschlecht definiert.

Mädchen haben mehr Freiheit

Allerdings ist die Rollenzugehörigkeit bei den Jungen strenger schematisiert. „Für Jungs ist es schwierig, mit Barbies zu spielen oder Ballett zu tanzen. Mädchen haben es da etwas einfacher“, stellte der Fachmann für Geschlechterfragen fest. Dank der Weltstars unter den Fussballern dürfen Knaben jetzt allerdings zum Beispiel auch „frisürle“ und sind trotzdem cool. Denn Fussballspieler sind derart maskulin, dass eine ausgeklügelte Haartracht ihrer Männlichkeit nicht abträglich ist. Und ganz männlich sein ist für Jungen

immens wichtig. Während bei Mädchen die Geschlechterrolle eher entdramatisiert, also aufgeweicht wird, herrschen bei den Buben klarere Vorstellungen, was geht und was nicht.

Reale Vorbilder sind rar

Lu Decurtins führte dies darauf zurück, dass Mädchen wie Jungen über Jahre vorwiegend erwachsenen weiblichen Bezugs- und Erziehungspersonen begegnen. „Im Normalfall sind Mama und Papa ein Vorbild, wie das eigene Geschlecht funktioniert“, analysierte er. „Aber schnell kommen von aussen Einflüsse dazu. Nachbarinnen, Kindergärtnerinnen, Spielgruppenleiterinnen: Auch sie zeigen auf, wie Rollen funktionieren.“ Daneben gäbe es ebenso ein paar Männer: Trainer vielleicht, Polizisten, doch 90 Prozent der direkten Kontakte spielten sich mit Frauen ab. Kinder von Bauernfamilien seien da zwar in einer etwas anderen Situation, da der Vater präsenter sei. Doch in der Regel seien die Bezugspersonen von Kindern hauptsächlich Frauen. „Mädchen spielen wohl mit Barbies, sind gerne Prinzessin und mögen Mode, aber die Frauen, die sie täglich erleben, sind anders, nicht perfekt und doch okay“, hielt der Experte fest. Mädchen erleben von klein auf ganz verschiedene Möglichkeiten, wie Frau ihre Geschlechteridentität ausleben kann – mit allen Unzulänglichkeiten, die das Menschsein mit sich bringt. Anders die Knaben. „Jungen sind unsicherer in ihrer Identität, weil sie gar nicht so genau wissen, was einen Mann ausmacht“, schilderte Lu Decurtins. „Da sie eher in einem ‚Männervakuum‘ leben, orientieren sie sich an medialen Vorbildern, Helden aus Games, Comics und Filmen. Diese sind harte Kerle ohne nennenswerte Schwächen. Junge sein heisst für Knaben also gleichfalls, hart zu sein oder zu versagen. Entsprechend wird das Rollenbild eng und zur Gratwanderung: Bei Buben ist schnell etwas ‚schwul‘, weiblich und Mädchen dürfen sie ja nicht anfassen. Das entspringt der Angst, sie könnten als nicht männlich gewertet werden.“

Zeit und Kultur prägen stark

Wie die Erziehung das Geschlechterverständnis forme, gestalte sich kulturell und auch je nach Epoche ganz verschieden, zeigte Lu Decurtins auf. Buben und Mädchen gleich zu erziehen, sei zudem nicht möglich. „Das geht nicht“, betonte er, „denn Mädchen und Jungen haben unterschiedliche Lebensaufgaben. So funktioniert unsere Gesellschaft. Wenn den Kindern in der Familie etwas vorgelebt wird, ist das wichtig, aber es ist ein relativ kleiner Teil. Wenn die Kinder erwachsen sind, besinnen sie sich auf zu Hause zurück. Aber wenn sie am Aufwachsen sind, orientieren sie sich nach aussen.“ Für Buben bedeutet dies oft, in der Gruppe anders zu sein als daheim. Draussen zeigen sie eine raue Schale. „Jetzt wäre es wichtig für Knaben, dass sie mitkriegen: Hinter der rauhen Schale darf ein Mann auch Angst haben, weinen, verzweifelt und enttäuscht sein“, riet der Sozialpädagoge.

Für Mütter oder generell weibliche Bezugspersonen heisst das aber auch, Fingerspitzengefühl zu zeigen. Als Beispiel führte Lu Decurtins das spielerische Herumballern oder sich Balgen von Jungen an. „Frauen wollen das nicht, sagen dann ‚Wir schiessen nicht auf Menschen‘ oder ‚Wir schlagen uns nicht‘. Wenn aber Frauen aus der Sicht der Jungs deswegen so ‚tussig‘ tun, heisst das für sie, dass solche Verhaltensweisen folglich extrem männlich sein müssen. Und die Buben knallen und rangeln umso mehr. Mit negierendem Verhalten steigert man Unerwünschtes oft, weil das Gegenbild wirkt. Denn Jungen definieren sich häufig in Abgrenzung zu Frauen.“

Voneinander lernen

Wichtig sei darum, zog der Zürcher Fachmann ein Fazit, dass Väter für ihre Jungs hie und da allein Zeit hätten, auch, damit sich tiefere Gespräche entwickeln könnten. Er zeigte auf, dass Jungen wie Mädchen voneinander lernen können. Mädchen können von Knaben

profitieren, da diese einander helfen und weniger in ständiger Konkurrenz zu einander stehen. Denn Buben leben unter einander in einer klaren Hierarchie. Mädchen wiederum haben gefühlsbetonte gleichgeschlechtliche Beziehungen, beste Freundinnen. Diese sind gute Vorbereitungen auf eine spätere Partnerschaft. Jungs hingegen wüssten mit siebzehn nur, dass es in einer Beziehung um Sex gehe, brachte der Referent auf den Punkt.

Anpassung braucht's

Grundsätzlich riet er zu klären, wo das eigene Kind stehe und es entsprechend zu begleiten. Bei rollenuntypischem Verhalten gelte es manchmal auch, Möglichkeiten aufzuzeigen, wie man eine Eigenheit ausleben könne, ohne anzuecken. So könne man einem Jungen, der ein T-Shirt mit Blumen anziehen wolle, aufzeigen, dass er bei einer anfälligen Anmache entweder einfach cool sagen könne ‚Das finde ich gut‘ oder aber das Shirt auch nur zu Hause tragen könne. „Man muss im Leben ein Stück weit Theater spielen und Kompromisse schliessen, das tun wir im Erwachsenenleben ja auch“, hielt Lu Decurtins fest.

Bild: Der Sozialpädagoge Lu Decurtins zeigte auf, wie Jungen und Mädchen in der Gesellschaft durch ihr Geschlecht geprägt werden. (Bild: Sanna Bühler Winiger)